

Zur

Glück

Zum Glück
Lebensgeschichten aus der
Edition Unik

Zum Glück Lebensgeschichten aus der Edition Unik

*«Es ist ein Traum vieler Menschen: Darüber,
was sie alles erlebt haben, ein Buch zu schreiben.
Dieses Buch in den Händen halten zu können.
Und es den Angehörigen zu schenken wie ein
Stück des eigenen Lebens.»*

— Stefan von Bergen in der Berner Zeitung

Was lesen wir in den Geschichten?

Es gibt Bücher, die mögen gut geschrieben sein, aber sie lassen einen kalt. Und dann gibt es Bücher, die berühren einen, weil man in ihnen eine Dringlichkeit spürt und versteht, dass sie geschrieben werden *mussten*, unbedingt und ohne Rücksicht auf irgendwelche Vorgaben oder Konventionen. Zu dieser zweiten Kategorie gehören die Bücher, die in Auszügen in diesem Band versammelt sind. Ihre Verfasserinnen und Verfasser sind keine Profis. Die Schriftstellerei ist nicht ihr Beruf, und die meisten von ihnen mögen in ihrem Leben noch nie einen längeren Text oder gar ein ganzes Buch verfasst haben. Doch nun haben sie es getan. Und warum? Weil es sie drängte, weil sie etwas zu sagen hatten und es auch unbedingt sagen wollten. Die Edition Unik hat ihnen Anregung und das nötige Rüstzeug dazu geliefert.

«Die in der Edition Unik behandelten Themen unterscheiden sich in nichts von den Themen, die auch in der Literatur von Profis anzutreffen sind. Es sind Menschheitsthemen.»

Die Autorinnen und Autoren der vorliegenden Texte sind vorwiegend ältere Menschen. Sie haben ein Leben hinter sich. Sie verfügen über einen Schatz an Erinnerungen, schönen und anderen. Und sie erzählen davon, um nicht zu vergessen, um zu verstehen, was war, und auch um Erfahrungen weiterzugeben an nachfolgende Generationen. Es ist Schweres darunter und Heiteres. Es ist vom Krieg die Rede, von Not, Enttäuschung und nie verarbeiteter Schuld, aber auch von Dankbarkeit, Gelingen, Liebe und Glück. Die Themen unterscheiden sich in nichts von den Themen, die auch in der Literatur von Profis anzutreffen sind. Es sind Menschheitsthemen. Es ist das, was einen beschäftigt, wenn man sich über sein Leben beugt. Dass hier im Gegensatz zur professionell betriebenen Belletristik das Autobiografische überwiegt, versteht sich aus der Anlage des Projekts. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Edition Unik sollen *ihr Buch* schreiben. Sie erzählen, was sie bewegt. Das tun professionelle Autorinnen und Autoren zwar auch, nur meist etwas verklausulierter, als es in den hier versammelten Texten der Fall ist.

Die Vielfalt der Formen und Stile beeindruckt. Es gibt die Erzählung, die Dokumentation und den Bericht, das Prosa-Gedicht, den Dialog, die Anekdote, die Fabel. Mal wird in Ich-Form erzählt, mal in der dritten Person, mehrheitlich auf Hochdeutsch, aber ausnahmsweise auch mal im Dialekt oder einer Mischung von beidem. Es gibt Texte, die sind ganz nah an den eigenen Gefühlen. Andere wieder suchen die Distanz, um überhaupt Worte zu finden für das, was erzählt werden muss. Es gibt Texte, die sind zum Schmunzeln, und andere, die lassen einen vor Mitgefühl stumm werden.

Auf die Wahl von Inhalt und Form haben die Verantwortlichen der Edition Unik keinen Einfluss genommen. Die Teilnehmenden entscheiden selbst, worüber sie schreiben und in welcher Form sie es tun. Das macht den Reiz der vorliegenden Geschichten aus, die neben ganz persönlichen Erinnerungen auch viel historisch und ethnologisch Interessantes zu bieten haben. Die Älteren unter den Leserinnen und Lesern werden sich in vielem wiedererkennen, für Jüngere halten sie Einsichten bereit, die einiges zum Verständnis der Gegenwart beitragen.

Was der Schreibprozess für die Autorinnen und Autoren selbst bedeutet hat, geht aus manchen der Texte unmittelbar hervor. «Ich schreibe über mich selber, damit ich das, was geschehen ist, besser fassen kann», heisst es da zum Beispiel. Oder: «Das Erlebte nun in eine konzentrierte Textform zu bringen, kann ein Tor zu mehr Verständnis für das Gelingen im eigenen Leben sowie das der Mitmenschen werden.» Und schliesslich: «Ich finde das Leben durchschnittlicher Menschen genauso erwähnenswert wie das Exklusive.» Diese Aussagen werden durch die hier versammelten Texte bezeugt — auch dort, wo sie nicht explizit ausgesprochen werden. Sie bringen auf den Punkt, was die Initianten der Edition Unik erreichen wollten. Und sie umschreiben perfekt, was die Teilnehmenden motiviert haben dürfte, bei dem Projekt mitzumachen. Entstanden ist mittlerweile eine gegen 400 Bände umfassende Bibliothek des Menschlichen, die im Allgemeinen das Besondere und im Kleinen das ganz Grosse erkennen lässt, nicht anders, als dies jede gute Literatur auch tut.

Klara Obermüller, Journalistin und Autorin
Mitglied im Beirat der Edition Unik

- 9 Zum Glück**
aus: Josef Brogli, *Heisses Wasser und Latein — Autobiografische Notizen und Geschichten*
- 13 Der Krieg ist zu Ende**
aus: Irene Lüthi-Siepmann, *Erzählen, um nicht zu vergessen*
- 15 Der unbekannte Vater**
aus: Roland Hempen, *Glück gehabt!*
- 19 Start in unsichere Lebensumstände**
aus: Elishewa Schenk, *Da war keine Insel*
- 23 450 Gramm Lattich**
aus: Ueli Johner-Etter, *Erinnerige Gedanke vo Geschter u Hüt*
- 27 Rietland**
aus: Bruno Glaus, *Bilder, Bücher, Bauten*
- 29 Die Liebe**
aus: Irma Mühlhofer, *Über den Wolken*
- 33 Liebe Gertrud**
aus: Trix Kipfer-Bünter, *Familiensache*
- 39 Du kannst doch zaubern**
aus: Rebekka Rossmann, *Und es hat doch geschadet ...*
- 41 Jesus Christus war mein Albtraum**
aus: Selina Grimm, *Biografische Notizen*
- 45 Der Nussknacker**
aus: Theres Basler, *Das Sandmännchen hat Feierabend*
- 47 Mehlguetzli und andere Köstlichkeiten**
aus: Marietta Hodel, *Viele Hühner, aber kein Guggel — Erzählungen*
- 51 Gefährlicher Job als Gold Convoyeur**
aus: Hans B. «John» Meier, *Geschichten aus meinem Leben*
- 55 Bei Oma in der Diaspora**
aus: Karin Hoffsten, *Eine Dame läuft nicht*
- 59 Der Bär**
aus: Karin Schmid, *Blick zurück*

Zum Glück

aus: Josef Brogli, *Heisses Wasser und Latein — Autobiografische Notizen und Geschichten*

«Ich wohne, seit ich denken kann, unter einer Brücke in Saigon. Dauernd muss ich niesen und husten. Ich gehöre zu einer Art Gang, die mir Arbeit organisiert, Aushilfsjobs. 60 % von meinem Lohn muss ich der Gang abliefern. Wer betrügt, wird von der Brücke gestossen. Tag und Nacht rollen Busse, Lastwagen und Autos über die Brücke und verbreiten einen ununterbrochenen Sound. Meine Wohnung besteht aus grossen Kartonschachteln. Ich bin bei keiner Behörde registriert, kein Spital nimmt mich auf. Greift mich die Polizei auf, werde ich verprügelt und irgendwann wieder freigelassen.»

Ich kann mir leicht vorstellen, so eine Biografie zu haben. Der reine Zufall hat mich jedoch am Montag, den 26. März 1951, am frühen Nachmittag bei leichtem Schneefall geboren werden lassen. Es hätte auch Kalkutta, Bloemfontein oder Bümpliz sein können. Es gibt keinen Grund dafür, auf diesen Zufall stolz zu sein, dass ich in der Schweiz geboren worden bin. Ich hatte viel Glück, etwas Verstand und eine solide Bildung; damit habe ich so viel Geld verdient, dass ich mit meiner Familie ein sorgenfreies Leben führen konnte. Dieses Glück ist über dem Durchschnitt. Dafür bin ich dankbar. In diesem Sinn verstehe ich mein Buch als grosses Dankeschön an die Mächte und Menschen, die es bis heute gut mit mir gemeint haben.

Ich freue mich, wenn Menschen in meinem Buch einen lohnenden Lesestoff finden. Der Inhalt ist nicht spektakulär. Es beschreibt einen normalen Menschen mit einem Lebenslauf ohne mediale Höhepunkte. Biografien erfolgreicher, berühmter Menschen gibt es viele; von Menschen wie du und ich nur wenige. Zu viele Bücher und Filme erzählen von Menschen (meist Männern), die «Geschichte machten». Dabei wären diese ohne ihre Frauen, Sklaven oder Soldaten nicht weit gekommen. Ich finde das Leben durchschnittlicher Menschen genauso erwähnenswert wie das Exklusive. Wenn jemand also dieses Buch liest und zum Schluss kommt, «das mache ich auch», dann freut mich das sehr.

Ich schreibe über mich selber, damit ich das, was geschehen ist, besser fassen kann. Weil es so unglaublich viel ist. Unverdient. Ich habe keinen Grund, auf mich stolz zu sein; schliesslich hatte ich einfach das Glück, zu einer Zeit in einer Gegend geboren zu sein, wo der Wohlstand Jahr für Jahr automatisch stieg. Ich hatte das Glück, Schulen besuchen zu können und Dinge zu lernen, die ich später beruflich in Erfolg und Geld umtauschen konnte. Ich hatte das Glück, körperlich nie ernsthaft krank gewesen zu sein; ich hatte das Glück, aus einer schweren Depression wieder herauszukommen.

Das Buch hat mich Energie gekostet. Es gab Zeiten, in denen ich diese Energie nicht gehabt hätte. In diesem Sinn freue ich mich, dass ich es geschafft habe.

Josef Brogli, geboren 1951, zufällig in der Schweiz und bis heute freiwillig geblieben. Zum Nulltarif Kindergarten, Gymnasium und Universität absolviert. Gefolgt von drei lohnenden Jahrzehnten als Deutschlehrer. Als Texter für andere Leute auf der Suche nach deren eigenen Worten. Teilnahme Edition Unik: Herbst 2016.





Der Krieg ist zu Ende

aus: Irene Lüthi-Siepmann, *Erzählen, um nicht zu vergessen*

Ein aufregendes Schauspiel, als im Mai 1945 Hunderte von Lastwagen und Jeeps durch die Hauptstrasse von Marienberg rollen und die Kleinstadt im Westerwald besetzen. An allen Fenstern hängen weisse Betttücher als Zeichen, dass die Bevölkerung sich ergeben hat und keinen Widerstand leisten wird. Wie sollten auch die wehrlosen Frauen und Kinder die Stadt verteidigen? Zuerst kommen die Amerikaner, die dann nach einigen Monaten von den Franzosen als Besatzungsmacht abgelöst werden, und keiner weiss, ob nun alles besser oder noch schlechter wird. Die Leute stehen am Strassenrand und bestaunen den Fahrzeugkonvoi der Amerikaner, mutige Kinder erhaschen echte amerikanische Kaugummis oder ein Stück Schokolade. Am 8. Mai 1945 ist das Ende vom Zweiten Weltkrieg.

Überall im Ort stehen jetzt die Fahrzeuge der Amerikaner. An einem Abend sehe ich zum ersten Mal eine Südfrucht. Ein roter runder Gegenstand liegt unter dem Militärauto. Wir Kinder belagern das Fenster und rätseln, warum ein roter Ball unter dem Lastwagen liegt, der gegenüber parkiert ist. «Das ist eine Apfelsine», sagt meine Mutter. Was ist eine Apfelsine? Gespannt beobachten die Kinder vom Fenster aus die Strasse und behalten die Frucht im Auge. Als es ganz dunkel ist, schleicht sich Mutter trotz Ausgehverbot hinaus, bückt sich unters Auto und kommt triumphierend mit der Beute, der achtlos fortgerollten roten Kugel, zurück. Fachmännisch schält sie die Frucht und teilt sie in einzelne Schnitze, und alle Kinder — auch die drei der Nachbarsfamilie — saugen genussvoll an der süssen Frucht. In der Schweiz nennt man die Apfelsine Orange, man kauft sie heute kiloweise.

Irene Lüthi-Siepmann, geboren 1937 in Essen, seit 1966 Schweizerin durch Heirat, lebt in Dulliken, Kanton Solothurn.
Teilnahme Edition Unik: Herbst 2018.



Der unbekannte Vater

aus: Roland Hempfen, *Glück gehabt!*

Mein Vater hat den gleichen Jahrgang wie meine Mutter und wohnt in der Nähe von Zürich. Kein Mensch hat so nah gelebt und war gleichzeitig so weit weg von mir — ich habe ihn nie kennenlernen dürfen! Vielleicht ist es gut so, vielleicht aber auch nicht. Das weiss man in solchen Fällen einfach nicht.

Immer wieder kann man Geschichten von ähnlichen Schicksalen in Zeitschriften lesen oder im Fernsehen verfolgen, wenn sich Menschen nach jahrelangem Suchen endlich gefunden haben. Ich habe die eine oder andere Geschichte von Menschen gesehen, die in einer ähnlichen Situation waren wie ich und die zu einem Happy End geführt hat. Solche Geschichten lassen mich melancholisch werden, weil ich lange gehofft hatte, meinen Vater auch mal kennenlernen zu dürfen.

Mein Vater absolvierte 1958 seinen Militärdienst in den Bergen. Dort arbeitete meine Mutter, die aus Norddeutschland eingewandert war, als Serviceangestellte. Während dieser Zeit lernten sich die beiden kennen und offensichtlich auch schnell lieben. Denn ich wurde aus dieser Begegnung geboren. Danach hörte der Spass für meinen Vater aber sehr schnell auf. Von einer Vaterschaft wollte er nichts wissen. Mit gutem Grund, denn zu Hause wartete seine Verlobte, die schon ein Kind von ihm erwartete und die er auch heiratete.

Mutter stand praktisch alleine da, als junge Frau in einem fremden Land und schon nach kurzer Zeit von einem fremden Mann schwanger. Die Umstände waren alles andere als einfach. Doch sie fand in ihrem Arbeitgeber einen Fürsprecher. Er half ihr, die schwierige Situation zu bewältigen. Dank ihm musste mein Vater eine Abfindung bezahlen. Er kaufte sich von seiner Verantwortung und sämtlichen Verpflichtungen mir gegenüber frei. Dieses Geld wurde für mich auf die Seite gelegt und war dafür gedacht, meine Ausbildung zu finanzieren. Es wurde aber schon viel früher für meinen Unterhalt verwendet und war verbraucht, lange bevor meine Ausbildung begann.

Mutter hat nie viel über meinen Vater erzählt. Wenn ich nach ihm fragte, wieso er nicht hier sei, sagte sie nur, dass er sie nicht mehr liebgehabt habe und weggegangen sei. Das würde ich verstehen, wenn ich erwachsen sei, fügte sie meistens noch an. Ich hatte es schon verstanden. Aber es liess mir dennoch keine Ruhe. Es musste doch möglich sein, meinen Vater kennenzulernen!

Nun wusste ich, wo Vater wohnte und schrieb ihm einen langen Brief. Ich erklärte ihm, wer ich war und dass ich ihn gerne kennenlernen würde.

Als ich mit 20 ein Jahr vor der Matura stand, fasste ich den Entschluss, nach ihm zu suchen. Immer wieder bedrängte ich Mutter mit meinen Fragen und irgendwann gab sie mir wichtige Details bekannt; seinen Namen, dass er den gleichen Jahrgang habe wie sie und wo er gearbeitet hatte. Das waren doch schon ganz brauchbare Informationen. Hätte es damals schon das Internet gegeben, wäre es vermutlich ziemlich leicht gewesen, mehr über ihn zu erfahren. So aber durchforstete ich Telefonbücher und schrieb einen Brief an die Einwohnerkontrolle seines damaligen Arbeitsortes mit der Bitte, mir seine Adresse bekannt zu geben. Ich bekam auch Antwort, aber es hiess nur, dass er sich abgemeldet habe und in die Nähe von Zürich gezogen sei, Adresse unbekannt. Also konsultierte ich wieder das Telefonbuch. Ein weiterer Brief an die Einwohnerkontrolle seines neuen Wohnortes brachte dann schliesslich die gewünschte Information.

Nun wusste ich, wo Vater wohnte und schrieb ihm einen langen Brief. Ich erklärte ihm, wer ich war und dass ich ihn gerne kennenlernen würde. Es ginge mir in keiner Weise darum, irgendwelche Forderungen an ihn zu stellen, schrieb ich ganz bewusst dazu. Denn ich wollte nicht, dass er dieses Gefühl bekam und sich deswegen vielleicht nicht mit mir treffen wollte. Ich hatte grosse Hoffnungen, dass es klappen würde. Doch es kam anders. Er beantwortete meinen Brief postwendend und lehnte ein persönliches Kennenlernen kategorisch ab.

Sehr geehrter Herr Hempen

Ich habe Ihren Brief erhalten und davon Kenntnis genommen. Es freut mich, dass Sie ein Jahr vor der Matura stehen. Ich muss Ihnen aber mitteilen, dass ich an einem persönlichen Kennenlernen kein Interesse habe. Sie müssen nämlich wissen, dass ich eine Familie mit vier Kindern habe und wir ein harmonisches Familienleben führen. Und diese Harmonie will ich unter gar keinen Umständen gestört wissen.

Jahrelang habe ich bitter bezahlt und das Nachdenken, was ich noch unternehmen könnte, damit ich meine Kinder ordentlich anziehen kann und genügend zu essen im Hause ist, hat mir manche schlaflose Nacht bereitet. Und ich kann meiner Frau nicht noch einmal zumuten, dass diese Geschichte wieder aufgewirbelt wird.

Ich hoffe sehr, dass Sie dafür das nötige Verständnis aufbringen werden. Für Ihre weitere Zukunft wünsche ich Ihnen alles Gute.

Mit freundlichen Grüssen

L. A.

Ich war enttäuscht! Aber ich hatte trotzdem auch Verständnis für seine Antwort. Wie hätte ich in einer solchen Situation reagiert? Er wusste ja, dass es mich gibt und dass er mein Erzeuger war. Doch er hatte sich auch von jeglicher Verpflichtung losgekauft. Und dass er diese Geschichte nicht noch einmal seiner Frau zumuten konnte, sah ich damals ein. Ich liess es also damit bewenden. Ich wusste nun wenigstens etwas mehr über meinen leiblichen Vater, auch wenn es natürlich herzlich wenig war.

Nach der Matura hatte ich noch einmal eine Idee, wie ich meinen Vater vielleicht doch noch zu Gesicht bekommen könnte. Da ich ja seine Adresse kannte, ging ich einfach zu seinem Haus und wartete eine Weile, in der Hoffnung, er würde irgendwann herauskommen. Doch ich hatte keine Geduld, mich möglicherweise stundenlang auf die Lauer zu legen, nur um zu sehen, wie er aussieht und dann doch nicht mit ihm sprechen zu können. Was sollte das Ganze? War es mir noch wichtig genug, da er ja ohnehin kein Interesse an mir zeigte? Was hätte ich ihm sagen sollen?

Start in unsichere Lebensumstände

aus: Elishewa Schenk, *Da war keine Insel*

Vorwort

Mein Leben kann ich weder verlängern noch verbreitern, aber vertiefen — hier ein Versuch.

Der folgende Text ist keine Familiengeschichte im herkömmlichen Sinn. Zu meiner Kindheit konnten keine Geschwister oder weitere Familienmitglieder befragt werden, da diese nicht bekannt waren. Was aber bekannt ist, sind die Umstände der Fremdplatzierungen von Kindern und Jugendlichen bis in die 1980er-Jahre. In Dokumentarfilmen wurden die kinderverachtenden Verfahren mit eben diesen «Verding-, Kost-, Güter- oder Loskindern», die Bezeichnung kann je nach Gegend verschieden sein, bekannt gemacht. Die HistorikerInnen haben uns wichtige Publikationen über das Geschehene hinterlassen. Das trägt zu einer gewissen Verständigung unter den Interessierten bei.

In meiner Biografie der ersten zwanzig Jahre beschreibe ich nichts Neues, stelle meine Geschichte lediglich in einen persönlichen Rahmen. Die folgenden Zeilen stützen sich auf Erinnerungen, klare, starke Bilder, zwangsläufig auch interpretatorische mit Erfahrungswerten. Unterstützt haben mich etliche Dokumente aus dem Staatsarchiv des Kantons Solothurn.

Wichtig zu erwähnen ist, dass auch gutwillige Menschen, die in ihrem Sinn das Beste gaben, Kost-Kinder zur Pflege aufnahmen. Positive Beispiele der Betreuung sind bedauerlicherweise in der Minderzahl und somit weniger publiziert worden. Lag das nur am Zeitgeist? Gerne wüsste ich mehr davon.

Ich konnte mir eigentlich gar nicht richtig vorstellen, wie eine solche Begegnung hätte aussehen sollen. Und eine Konfrontation mit ihm auf der Strasse konnte und wollte ich nicht provozieren. Also hörte ich schnell wieder damit auf.

Es vergingen weitere 21 Jahre, bis sich mein Vater nochmals mit einem ähnlichen Brief befassen musste. Dieses Mal hatte sich meine inzwischen 15-jährige Tochter in den Kopf gesetzt, ihren Grossvater kennenzulernen. Meinen Kindern hatte ich von Vater erzählt. Sie hatten auch seine Antwort auf meinen ersten Brief gesehen, und ich erklärte ihnen, dass ich keine weiteren Versuche machen wollte. Denn erzwingen kann man so etwas nicht. Wenn eine Begegnung gelingen und positiv verlaufen soll, dann müssen das beide Parteien wollen.

Ungeachtet meiner Vorbehalte und Hinweise, dass sie enttäuscht würde, schrieb meine Tochter einen weiteren Brief an meinen Vater. Die ablehnende Antwort kam wiederum postwendend:

Frl. Hempen

Ich habe Ihre Zeilen erhalten und möchte Ihnen mitteilen, dass ich an einem Kennenlernen kein Interesse habe. Ihr Herr Vater hat meinen Wunsch respektiert und das gleiche hoffe ich auch von Ihnen.

Für die Zukunft wünsche ich Ihnen alles Gute.

L. A.

Ich hatte nichts anderes erwartet. Inzwischen waren über 40 Jahre vergangen und noch immer weigerte sich mein Vater, ein Kennenlernen in Betracht zu ziehen. Ich wurde wütend, sodass auch ich ihm noch einmal einen Brief schrieb. Darin erklärte ich ihm, wie enttäuscht wir über seine Mutlosigkeit seien. Um meine Enttäuschung doch noch etwas zu relativieren, schrieb ich zum Abschluss des Briefes, dass ich weiterhin für ein Kennenlernen offenbleiben würde, falls er sich irgendwann doch einmal überwinden könne. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

Roland Hempen, geboren 1959 in Sierre, Heirat 1984, zwei Töchter (*1984, *1985). Bis 1990 tätig als Physiotherapeut, dann Umschulung zum Informatik-Projektleiter und Software-Entwickler. Teilnahme Edition Unik: Herbst 2017.

Was wären wir ohne Erinnerungen? Die aufrichtige Auseinandersetzung mit meiner Biografie verstehe ich als Quelle von inneren Ressourcen. Unverarbeitete, negative Bilder können das Hier und Jetzt belasten wie ein Schatten, der nicht abzuschütteln ist. Das Erlebte nun in eine konzentrierte Textform zu bringen, kann ein Tor zu mehr Verständnis für das Gelingen im eigenen Leben sowie für das Leben der Mitmenschen werden.

Start in unsichere Lebensumstände

Wie sah die Schweiz Ende 1944 aus? Es herrschte immer noch Krieg. Ausserhalb der Schweiz hungerte man, im gleichen Jahr gab es einen massiven Vulkanausbruch des Vesuvs in Italien. In diesem Jahr wurde die Schweizerische Partei der Arbeiter gegründet; Lebensmittelkarten waren Normalität im Alltag.

Geburt: Die Schwere der Nacht, das Ungewisse war bei ihrer Geburt gegenwärtig, ein trister Novembertag am Ende des Zweiten Weltkrieges. 21:50 zeigte die Uhr an der Wand des Frauenspitals Bern bei ihrem ersten Schrei. So die zeitliche Angabe, notiert auf dem Taufrodell, ebenso der Name der Mutter Rosa S., genau 25 Jahre jung. Name des Vaters? Durchgestrichen.

Wie fühlte Rosa sich in dem völlig fremden Spital — ohne jegliche familiäre Hilfe?

Ankunft ... die ersten Tage: Getauft wurde das Kind nach acht Tagen vom Spitalpfarrer auf den Namen Elisabeth. Auf die Frage, warum Rosa diesen Namen gewählt hätte, meinte sie, sie sei mal einer lieben Frau begegnet, die ihr im Leben geholfen hätte, die Elisabeth hiess. Ein friedlicher Gedanke. In welcher Form, wobei und wie diese Frau Rosa half, blieb ihr Geheimnis.

Gedanken der Verfasserin: Was ging wohl in ihrer Mutter vor, die während ihrer Schwangerschaftsmonate zu einer Familie ins Val de Ruz zwangsversetzt wurde? Der Name der Familie war leider nicht mehr herauszufinden, trotz eines Briefes an die Gemeindeverwaltung. Die Verfasserin ging auch

mal persönlich hin. Nett verwies man sie an einen (sehr) betagten Lehrer. Dieser Mann könne ihr vielleicht Auskunft geben. Worauf sie denselben Monsieur anrief, leider führte das Gespräch zu keinem Resultat. Er konnte sich an keine Rosa S. erinnern. Die Verfasserin hätte gerne gewusst, wer damals die Fahrt von Rosas Wohnort im Kanton Solothurn zu einer Familie ins Val de Ruz ausführte: Wer hatte damals ein Auto samt Treibstoff für diese Fahrt? Später: Wer hatte wiederum Zeit, um den Transport der schwangeren Rosa im November 1944 vom Val de Ruz nach Bern zur Geburt ins Frauenspital durchzuführen? Wieder ein Kantonswechsel. Warum Bern und nicht Solothurn? Das wäre in der Nähe ihres Wohnortes gewesen. Ihre Mutter oder eine ihrer Schwestern hätten sich um Rosa kümmern, sie mindestens besuchen können.

Wie fühlte Rosa sich in dem völlig fremden Spital — ohne jegliche familiäre Hilfe? Gleich nach der Geburt, was gingen da wohl für Gedanken durch ihren Kopf? Wie nahm sie diesen Moment wahr? Erleichterung, da das Geschöpf gesund war, oder nahm sie es doch eher als Bürde auf? Auf Zuwendung oder Verständnis konnte sich die junge Mutter wohl kaum abstützen, da ein unehelicher Balg mehr da war, den die Gemeinde durchzufüttern hatte (Aktennotiz).

Man weiss es nicht, da sich Rosa nie konkret dazu äusserte. Fragen, die ihr eher peinlich waren, sie an eine sehr ungewisse Zeit erinnerten, über die sie keine Auskunft zu geben gewillt war. Anders kann sie sich ihr Verhalten nicht erklären, wie ein abweisendes «das geit di nüt a» unwirsch und hart aus ihr hervorbrechen konnte. Jeder Frageansatz, den die Verfasserin unternahm (vielleicht fragte sie im falschen Moment, mit falschen Ton?), wurde gleich im Keime erstickt. Immer dasselbe: Das geht dich nichts an. Auch als die Tochter — also die Verfasserin — über vierzig Jahre alt war, gab es Fragen, die die Tochter der Mutter nicht zu stellen hatte. Punkt. Es blieb das Geheimnis der Mutter. Heute würde die Verfasserin die Fragen anders stellen.

Exkurs: Der Kantonswechsel war damals gängige Praxis. Man (Mann) brachte die unverheirateten schwangeren Frauen an einen neutralen Ort, um das Gerede in der Wohngemeinde zu unterbinden. Auch zum Schutze der ledigen Mütter?

Erster Behördeneintrag, 10.05.1945, Vormundschaftsbehörden-Verfügung (nachfolgend V.-B. genannt): Gestützt auf die Tatsachen wird das Kind gemäss Art. 311 ZGB unter Vormundschaft von Hans S., Bruder der Kindsmutter, gestellt. Dieser hat nach den gesetzlichen Bestimmungen sämtliche persönlichen und vermögensrechtlichen Interessen wahrzunehmen und die monatlichen Alimente vom Kindsvater einzukassieren.

Der Bruder und Vormund und die Schwester sind sich nicht einig, 24.08.1946, Aktennotiz der V.-B.: Fräulein Rosa S. möchte ihr Kind, welches bei Fam. B. H. in Pflege ist, zu sich nach Hause nehmen. Ihr Bruder und gleichzeitiger Vormund Hans S. will sich damit nicht einverstanden erklären, weil er das Kind ebenfalls gerne in Pflege genommen hätte. Rosa S. sagt aus, dass das monatliche Kostgeld von 50 Franken viel sei, welches durch die Rücknahme des Kindes eingespart werden könne.

16.09.1946, V.-B.-Beschluss: Das Kind wird noch bis zum Frühjahr 1947 an seinem bisherigen Pflegeplatz bei Fam. B. H. in W. belassen. Es wird erst dann endgültig darüber entschieden werden, wem das Kind zur dauernden Pflege übergeben werden soll. Darüber wurde Rosa am 26.09.1946 informiert.

Das Kind, das da dazwischenstand, wurde zu weiteren zwölf Familien weitergereicht.

450 Gramm Lattlech

aus: Ueli Johner-Etter, *Erinnerige Gedanke vo Geschter u Hüt*

We me z Märit geit, lehrt me mit dr Zyt verschedeni Chundinne u Chunde kenne. Di einte si komplizierter, angeri weniger; di einte hei gärn abwächsligsrychi Choscht, angeri si uf irgend äs Gmües oder Salat iigschosse u chöi de absolut nid begryfe, we das einisch nid vorhande isch. I jedem Fau isch aber «der Kunde König» u mir probiere di verschedene Wünsch vo üsere Klientele ds erfüue.

So e Chundin isch d Frou Mumetaler gsy. Si isch sicher fasch zwänzg Jahr lang a jedem Samstigmorge regumässig a üse Gmüesstang cho für ihre Ychouf ds tätige. D Frou Mumetaler isch e chlyneri Frou gsy mit chlyne, churze Häng, ganz äs unschynbars Pärsönli; si isch mit churze Schrittl cho derhär z loufe. Im Herbscht, Winter bis i Früelig het si e scho ziemli abtreite brune Mantu aagha, am Arm ihri auti Märittäsche mit em abgwezte rote Portmonnai. We mer si hei gseh cho dür Strass uche loufe, hei mer scho gwüsst, was sie gärn hätti ... U üser Ching hei gchüschelet: «lue dört chunnt ds Lattlech» ... U de isch si vor em Stang gstange, het d Uslag u Uswau gmuschteret u gseit: «Dier wüss ja, Herr Johner, wi gäng, 450 Gramm Lattlech, aber äs chunnt nid so drufa.»

«Dier wüss ja, Herr Johner, wi gäng, 450 Gramm Lattlech, aber äs chunnt nid so drufa.»

Sicher han i das gwüst, u scho vorhär ä passendi Stude Lattlech i ds Oug gfasst gha. Isch einisch aber kei passends Lattlech i dere Grösse im Chischtli umewäg gsi, hets fasch äs Drama gäh: «Wüsster, Herr Johner, mit vierhundert Gramm han i eifach nid gnu gässe u mit föifhundert äbe ging e tumme Räschte vürig, eh lueget doch no einisch, wüsster 450 Gramm, aber äs chunnt ja nid so drufa.» Meischtens isch es de scho gange; i ha are grössere Stude mit em Mässer unger chley abhoue oder zwüschedüre hets de für di Ässeration vor Frou Mumetaler mängisch zwö chlyneri

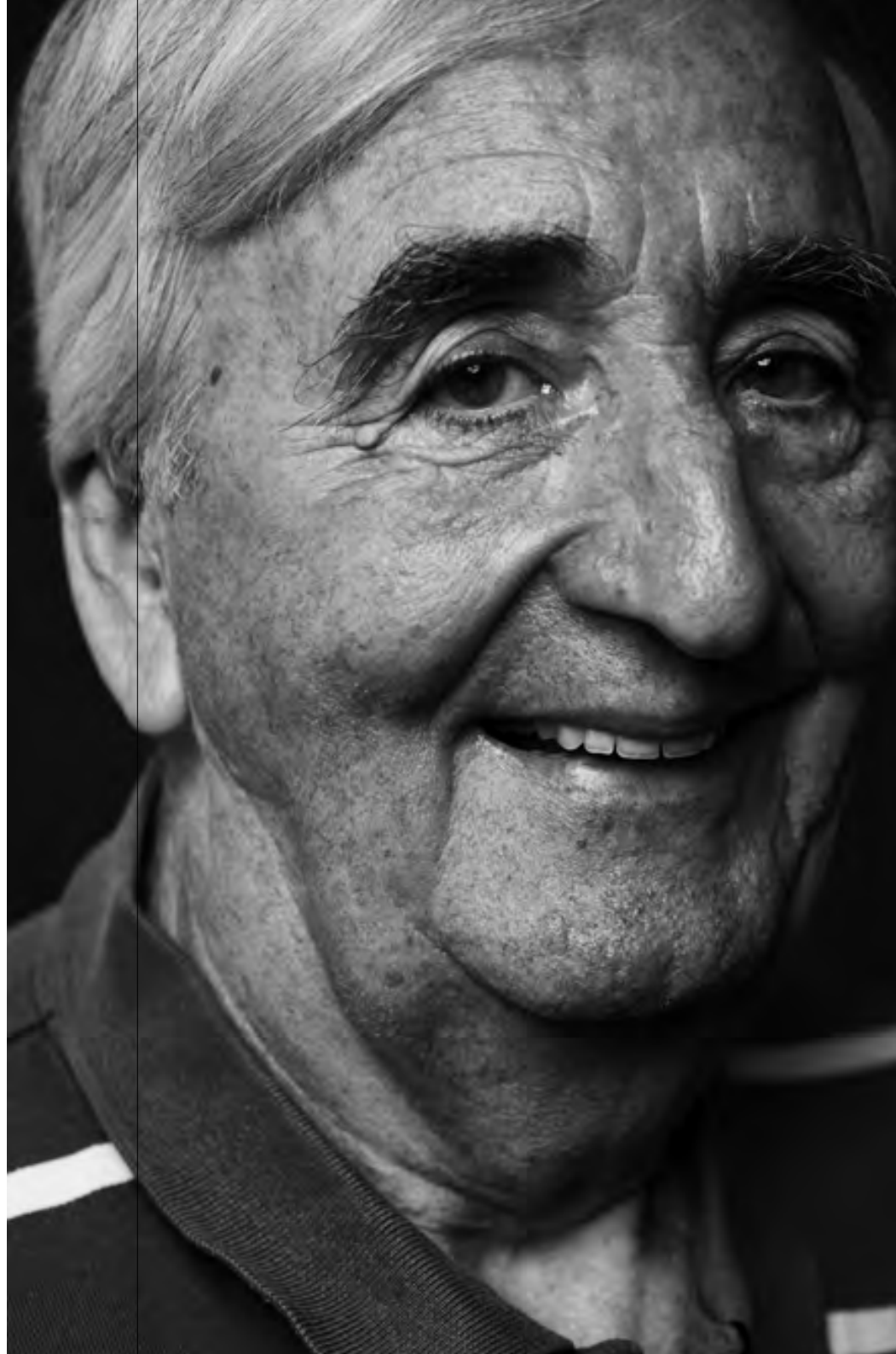
Stüdeli brucht; oder de han i scho vorhär so äs dunkugrüens Gwächs uf d Waag gleit, derbi eis Blatt oder zwö wäggnoh das ds gwünschte Gwicht de stimmt, u ungerem Tisch parat gleit. Bim Wäge vo däm preparierte Exemplar sägen i bylöifig «e lueget da Frou Mumetaler, genau öies Gwicht.» De het si mi aagluegt, gschtrahlet u git aus Antwort: «Jetzt hei mer aber Glück gha, eigentlich wärs ja nid so drufa cho, eifach ungfähr 450 Gramm, dier wüssets ja, Herr Johner.»

Usnahmswys hei mer amene Samschtig einisch eifach kei Lattlech gha; da het sech d Frou Mumetaler tatsächlech entschlosse de haut i Gottsname äs Bluemchöli z choufe; aber na dere Entscheidig isch glych no ds obligate Sprüchli derzuecho: «Gäuet, Herr Johner, wi gäng ungfähr 450 Gramm, aber äs chunnt ja nid so drufa.» I ha äs pfüdiges Exemplar gwoge, dr Schnitzer gno u chley am Storze abghou. U Frou Mumetaler isch glücklech gsy, we scho ke Lattlech, de wenigstents 450 Gramm.

Jahre später het sie üsem Chrisctoph einisch gseit, si hätti no e auti Miuchchanne im Chäuer, ober mer di wetti für Sunneblueme iizsteue; si warti bi däm und däm Husnummero ar Strass. Klar hei mer das wöue u si d Strass dürab zu däm Nummero gfahre. Won i mit em Chrisctoph parkiere, seit sie: «Dier syt genau richtig da, hie i mym Chäuer isch di Channe, wüsst dr, Herr Johner, das hie isch drum my Liegeschaft.» Dr Chrisctoph u ig luege enang verdutzt a; dr Frau Mumetaler ihre Liegeschaft isch äs Nünfamiliehus, wo si säuber ir schönschte Wohnig wohnt.

Jetzt isch das Märitgschichtli tatsächlech imene Buechli ufgschrybe. I ha drum dr Frou Mumetaler einisch gseit, wenn ig de myni Memoire vom Märit aufschriib, sig si de uf Syte 101 aus Frou M. erwähnt. Si het mi den gross aagluegt u fragt: «Werum grad uf dr Syte 101?» Druf sägere mit emen Ougezwinkere: «Eh ungfähr, das chunnt ja de nid so drufa, i ha nume chlei lut dänkt.»

Ueli Johner-Etter, geboren 1944 in Kerzers, pensionierter Gemüsebauer und Landwirt. Führt seit 40 Jahren auf den Wochenmarkt in Bern. Seit 2004 SVP-Grossrat im Kanton Freiburg. Er schreibt seine Erzählungen auf Berndeutsch. Teilnahme Edition Unik: Frühjahr 2017.





Rietland

aus: Bruno Glaus, *Bilder, Bücher, Bauten*

Geboren 1949 in Benken in der st.gallischen Linthebene, ein Zwischenraum, wirtschaftlich nach Zürich ausgerichtet, politisch nach St.Gallen und mental nach Einsiedeln, schwärzer als das Quadrat von Kasimir Malewitsch. Ich frage mich, wie auf dieser schwarzen Erde ein Drang zu Neuem, eine Neu-Gier, ein Sensorium für experimentellen Jazz und serielle Musik von Steve Reich und Philip Glass wachsen konnten.

Der nahe Steinenbach, im Sommer unsere Badewanne, wurde im Winter zum Eisfeld. Einbrechen keine Seltenheit. Auch die Gewässer im Rietland wurden im Winter zur Eis-Arena. Wir spielten «Einer gegen einer» mit einem Goalie wie im Wiesenfussball im Sommer. Viktor «Vigi» Jud, auch hier der beste, Kreuzwirts Beat und ich immer auf Rang 2 oder 3. Selbst beim Bohnenpflücken war Vigi uns immer um Haaresbreite voraus, 163 Kilogramm an einem Tag war sein Rekord, ich brachte es auf 161 Kilogramm à 20 Rappen. Man rechne — macht am Tag satte 32 Franken. Ein fürstlicher Lohn in den 60er-Jahren. Zum Vergleich: Vater verdiente damals als Hilfsarbeiter in der Farbfabrik Müller in Rapperswil (AMRA) noch keine 1000 Franken im Monat, keine 30 Franken am Tag.

Mit den Jahren durften wir ohne Eltern an den Fluss, die Linth. Die Schiffflände beim 5. Gang und die Schiffflände im Giessen waren schon damals Badeparadiese. Tag für Tag am Ufer lag nach der Nachtschicht der «Güst», braun gebrannt, in Tangahosen. Wir mutmassten, er war anders, «vom anderen Ufer» hiess es, aber niemand sprach aus, was das bedeutete. Wir wussten noch nichts von wegen schwul, war er vielleicht auch nicht, verreiste ja jeweils mit der Frau des Dorfcoiffeurs in die Ferien, so einer kann doch nicht schwul sein, argwöhnten wir später. Entlang der Linth ist vieles ungeklärt. Ein Polizist wurde in die Linth geworfen, sagt man, weil er zu weit ging nach einem Waldfest. Mein Mentor im Anwaltspraktikum ging mit einer Barmaid fremd, sprang später, halb betrunken, in die Linth, ich machte mir Sorgen um ihn, wegen des Alkohols, nicht wegen der Barmaid.

Die Liebe

aus: Irma Mühlhofer, *Über den Wolken*

Annemarie: *Wann und wie hast du Opa Feri eigentlich kennengelernt?*

Es war der Pfingstsonntag im Jahr 1967 — ich war ungefähr so alt wie du jetzt, im Sommer vor meinem 17. Geburtstag. Ich besuchte die siebente Klasse Gymnasium und ging öfter mit meiner Mutter ins Strandbad. Ich wollte dort aber lieber etwas zum Taschengeld dazuverdienen, als in der Sonne im Liegestuhl liegen und half daher im Restaurant aus: an der Eistruhe, ich verkaufte Schleckeis.

An diesem sonnigen Pfingstsonntag kam ein blonder, hübscher, junger Mann in einer blitzblauen Badehose und kaufte ein Schokobrickel. Dann kam er wieder: noch ein Schokobrickel. Und der 20-Jährige fragte mich: Wie heisst du? Willst du mit mir ausgehen? Ich wollte, musste aber erst meine Mama fragen.

Wir verabredeten uns für den Pfingstmontag. Meine Mutter war zwar schwer dagegen, aber ich bearbeitete sie so lang, bis ich gehen durfte. Musste aber versprechen, pünktlich um 22 Uhr zu Hause zu sein. Und dann trafen wir uns, tranken Kaffee und beschlossen, in ein Tanzlokal namens Atrium zu gehen, zu Fuss, mindestens eine halbe Stunde Fussmarsch.

Sophie: *Und was ist dann passiert?*

Irgendwie kamen wir dort nicht rein, es war zu früh, noch nicht geöffnet. Also trabten wir den ganzen Weg wieder zurück und gingen auf ein Glas Wein in den Augustiner Keller. Ich war damals gerade dabei zu lernen, wie man raucht. Aber Feri sagte gleich: Rauchen ist blöd, lass das. Und dann war es so etwa halb neun, und ich sagte, ich muss bald mal gehen, sonst schimpft die Mama. Feri sagte, ich bring dich mit meinem Auto nach Hause! Ich war natürlich sehr erstaunt, dass er von seinem Auto sprach, und gleichzeitig sehr begeistert.

In der Linth und auf unserem Tisch gab es früher reichlich Fische. Gleich vier Brüder meines Vaters fischten (Beat, Fritz, Leo und Beni). Auch Hundepfeffer war keine Seltenheit. Onkel Kari (Eichmann) musste jeweils den Bauern die kranken Hunde erlösen und entsorgen. Was er nicht in der Deponie, sondern zu Hause im Keller besorgte; er beizte das gesunde Fleisch ein, tat dies der ganzen Verwandtschaft kund und lud zum Abholen ein. Mit der Folge, dass ich in Kambdoscha und Vietnam als einziger eine Ahnung hatte, wovon die Reiseführer berichteten, wenn sie von Hundefleisch erzählten.

Die Hauptrollen im «Dorftheater der Jugendzeit» spielten: der *Dorfpfarrer* (ein Hassprediger), der *Gemeindevorsteher*, ein Mann mit vielen Hüten, ein *Industrieller* (der einzige Agnostiker im Dorf), befreundet mit dem *Kaplan* (der einzige Mystiker im Dorf). Später spielte im Dorftheater auch der *Jungwachtcharführer*, Oscar Schnider, eine Hauptrolle, wir nahmen ihn wahr als einen «exotischen Quetzal im Voliärenraum» (Zitat aus seinem Roman «An der Grenze»). In seinem Sog führte er einen ganzen Tross Jugendlicher an die Natur, den Sport, die Kunst, vor allem an die Musik, den Free Jazz heran. Das kleine Benken war angeschlossen an die Welt, dank des Leaderships eines Einzelnen und später dank seinen Gefolgsleuten.

Bruno Glaus, geboren 1949 in Benken, Kanton St.Gallen, schrieb zwischen Frühjahr 2015 und Frühjahr 2018 sechs Bücher in der Edition Unik. Nach 16 Jahren in der Stadt Zürich seit 1986 wohnhaft in Uznach, mitten in der Linthebene. Dort drei Jahrzehnte lang als selbständiger Anwalt tätig. Seit der Pensionierung weiterhin leidenschaftlicher Jäger und Kunstvermittler.

Annemarie: *Dein Verehrer hatte also tatsächlich ein Auto?*

Ja, stellt euch vor! Er führte mich zu seinem roten Austin Mini — und wir sassen im Auto und begannen zu sprechen über «Gott und die Welt» und gaben uns den ersten Kuss... Ich war aber pünktlich um 22 Uhr zu Hause. Und ich war das erste Mal verliebt — und die Zeit war so lang, bis wir uns wieder trafen.

Sophie: *Das heisst, er wurde dein Freund?*

Ja. Wir gingen miteinander aus, gingen Eis essen, zum Heurigen, ins Strandbad.

Sophie: *Und von da an wart ihr immer beisammen?*

Ja, eigentlich schon. In unserem ersten Sommer mussten wir uns trennen, ich hatte einen Sprachaufenthalt in Frankreich bei einer Familie organisiert und war dann noch anschliessend nach England eingeladen.

Annemarie: *Seid ihr da noch zur Schule gegangen oder habt ihr schon an der Uni studiert?*

Ich war inzwischen in der Maturaklasse, und er hat bei seinen Eltern im Installationsunternehmen als Verkaufingenieur und Mädchen für alles gearbeitet, das hat ihn einigermaßen beschäftigt, wo er doch gleichzeitig sein zweites Studienjahr an der Hochschule für Welthandel absolvierte.

In meiner Schulklasse war ich eine kleine Sensation, eine der wenigen, die einen Freund hatten, sogar über 20 Jahre alt, und, das war das Tollste: der ein Auto hatte, mit dem er mich von der Schule abholte. Ich war mächtig stolz auf ihn.

Annemarie: *Was haben eigentlich eure Familien zu eurer Beziehung gesagt?*

Nachdem wir ein paar Wochen miteinander ausgegangen waren, hielten wir die Zeit für gekommen, dass ich ihn meiner Mutter und er mich seinen Eltern vorstellte. Meine Mutter stammte ja aus Rumänien. Sie hatte für seinen ersten Besuch bei uns lokale Delikatessen vorbereitet: Brötchen mit Sardellenbutter und dazu einen Anis-Schnaps zum Trinken — zwei Lebensmittel, die zu essen bzw. trinken ihn sehr viel Überwindung gekostet haben. Er liess sich nichts anmerken und erzählte mir erst später, wie er gelitten hatte.



Mir ging es bei seinen lieben Eltern wesentlich besser — ich weiss allerdings nicht mehr so genau, was es bei meinem ersten Besuch zu essen gab.

Sophie: *Und dann habt ihr bald geheiratet?*

Na ja, so bald doch nicht — wir haben beide weiterhin bei unseren Eltern gewohnt, haben gemeinsam studiert, sind in die Ferien gefahren, zum Skifahren gegangen und vieles mehr.

Im Sommer 1973, also sechs Jahre nach dem Kennenlernen, waren wir gemeinsam mit Freunden in Kroatien mit dem Boot auf Urlaub. Dabei habe ich beim Wasserskifahren mit den Trickskis bei einer Drehung einen bösen Sturz gebaut und mir mit dem Wasserski einen Zahn ausgeschlagen und eine Platzwunde an der Oberlippe zugezogen. Wir mussten eine Stunde bis zum nächsten grösseren Spital fahren, dort wurde alles genäht und ich mit einem Verband auf der Wunde entlassen. Genau diesen Moment hat Feri dann gewählt, um mir einen Heiratsantrag zu machen.

Wir haben uns nach unserer Rückkehr aus Kroatien im selben Sommer verlobt und dann schliesslich am 25. Mai 1974 geheiratet. So richtig romantisch mit weissem Kleid, Hochzeit in der Kirche, Feier mit der ganzen Verwandtschaft in einem schönen Bergrestaurant in der Nähe von Wien.

Liebe Gertrud

aus: Trix Kipfer-Bünter, *Familiensache*

Deine Geschichte aufzuschreiben wird wohl meine schwierigste Aufgabe. Ich will das Schweigen brechen. Ich versuche es, im Wissen, dass es meine ureigenste Sicht sein wird, mit vielen Lücken.

Du wirst im August 1952 als zweites Mädchen geboren. Wir wohnen wahrscheinlich noch in Luzern. Meine Erinnerungen an dich beginnen erst in Kastanienbaum. Das Haus direkt am See gibt es heute noch. Tante Olgi und Onkel Chabi wohnen in der unteren Wohnung, wir oben.

Wir sind mittlerweile drei Schwestern. Du bist eine hübsche kleine Bohne. Einmal, mitten im Winter, spielen wir Blinde Kuh. Du gehst mit verbundenen Augen auf den Steg hinaus. Mir wird zu spät klar, wie gefährlich das ist, und du fällst ins Wasser. Ich hätte laut um Hilfe gerufen, erzählt man mir später. Zum Glück hört es der Briefträger und rettet dich aus dem eiskalten Wasser.

Dann ziehen wir um. Du gehst oft in die untere Wohnung zu den zwei ledigen Schwestern. Du hilfst ihnen beim Kochen, plauderst und bist ihr Liebling. Ich bin da weniger spontan, erlebe in der grossen Küche zum ersten Mal, wie geschnetzeltes Kalbfleisch gekocht wird. Bei Mams muss es verständlicherweise immer schnell gehen. Da gibt es kaum Gerichte mit Sauce und Gemüse. Du gehst noch nicht zur Schule. Wer passt damals auf uns auf, wenn Mams arbeitet?

Dann ziehen wir wieder um. Alle drei Schwestern schlafen im gleichen Zimmer. Du bist immer im Mittelpunkt. Redest mit allen Leuten und betörst alle mit deinen riesengrossen, schönen Augen.

Zusammen mit Simone bringst du junge Katzen nach Hause, obwohl Paps es verboten hat. Ihr versteckt sie auf dem Estrich. Euch ist wohl nicht klar, dass die Kätzchen jeden Tag Futter und Milch brauchen. Ihr müsst das ja immer in einem unbeobachteten Moment machen und unbemerkt in den Estrich hinaufklettern. Eines Tages läutet jedenfalls die Wohnungsnachbarin und sagt, sie höre Miauen. Die Empörung ist gross, als die Kätzchen halb verhungert gefunden werden, und es ist sofort klar, wer die Hauptschuldige ist.

In den 60er-Jahren fällst du durch deine modische Kleidung auf. Dein Vorbild ist Twiggy. Sie ist ein Model, flachbusig, schlaksig und gross. Magersüchtig würden wir es wohl heute nennen. Du trägst wie sie dunkle Strumpfhosen, einen Minirock oder ein Minikleid und flache Schuhe. Selbst die Frisur kopierst du perfekt. Du hast einen Pagenschnitt, bei dem die Haare immer seitlich über die Augen fallen. Ich beneide dich. Du verkörperst alles, was ich nicht bin.

Du hast kaum weibliche Rundungen, bist selbstbewusst und eigenwillig. Wie schaffst du es eigentlich, diese Kleider zu bekommen? Geld ist ja nie da. Vielleicht unterstützt dich Mams, sie hat ja ein Faible für schöne Kleider. In diese Zeit fällt wohl der Entschluss unserer Eltern, die kleine Wohnung am See zu mieten.

Noch als Schülerin lernst du den jungen Hans, den Sohn des Vermieters, kennen. Es ist schnell offensichtlich, dass er eine Schwäche für dich hat. Viel später wirst du mir erzählen, dass du oft nach der Schule zu ihm gegangen bist. Alle Verbote fruchten nichts. Du machst, was du willst.

Merkwürdigerweise habe ich nur vage Erinnerungen an diese Zeit. Deine Geschichte mit Hans beginnt wohl, als du in der ersten Sek bist und ich in der dritten. Ich wechsle dann ins Seminar und du nach zwei Jahren in die Handelsschule. Das fällt in die Zeit, als ich schwanger werde und kaum Interesse für deine Gefühlslage aufbringe. Ich bin ja dann als Schwangere von zu Hause verbannt, zuerst nach Vevey, dann zu einer Cousine nach Münsingen.

Wann du mit Hans zusammenkommst, wo und wie ihr heiratet, weiss ich nicht mehr. In dieser Zeit habe ich wenig Kontakt mit dir. Philipp wird anfangs der 70er-Jahre geboren. Jonas und Claudia folgen in kurzem Abstand. Du bist eine begeisterte Mutter, lieferst den Restaurants Fische aus und lebst mit deiner Familie in der einfachen, schlecht heizbaren Fischerhütte am See.

Auf mich wirkst du aufgestellt und glücklich. Ihr führt ein unkonventionelles, scheinbar freies Leben. Manchmal kommst du mit deinen drei Kleinen abends um halb acht zu Besuch. Mams schüttelt nachher oft den Kopf. Die Kinder sollten doch schon längst im Bett sein.

Zu meiner Verwunderung wirst du zum vierten Mal schwanger, verlierst das Kind jedoch im dritten oder vierten Monat. Ich hole dich vom Spital ab und bin erstaunt, wie sehr dich diese Fehlgeburt mitnimmt.



Du hast ja drei gesunde Kinder! Ich erkenne nicht, was es dir bedeutet hätte, nochmals Babymutter zu sein. Entsteht da der erste Riss in deiner Psyche? Niemand nimmt wahr, wie du leidest.

Philipp tritt in die Schule ein. Er ist ein verträumter, zerstreuter Junge. Es fällt dir schwer, nun plötzlich einen geregelten Tagesablauf zu leben. Oft bringst du es nicht übers Herz, ihn am Morgen zu wecken und zur Schule zu schicken. Hans ist zu dieser Zeit jeweils auf dem See und kann nicht verstehen, dass du damit Mühe hast. Du erzählst mir davon und ich versuche dich aufzumuntern. Du sprichst nun häufiger von gesundheitlichen Problemen. Du hast starke Rückenschmerzen, suchst bei diversen Ärzten Rat und bekommst stattdessen starke Medikamente.

Ich erkenne in dieser Zeit die Zeichen nicht. Ich lache mit dir, wenn du erzählst, dass du überall Rollstühle siehst und bei deinem Arzt Pornoheftli in der Annabelle versteckt seien.

Mir fällt auf, dass Hans dich oft barsch zurechtweist. Er nimmt deine Schmerzen nicht ernst. Macht ab und zu Witzchen, du seist im Kopf nicht ganz hundert. Welchen Einfluss haben die Medikamente? Für deine Familie ist es sicher nicht leicht. Deine Stimmungen schwanken. Manchmal bist du überschäumend fröhlich, voll Tatendrang, dann wieder sprichst du mit gedämpfter Stimme und bewegst dich wie fremdgesteuert.

Ich erkenne in dieser Zeit die Zeichen nicht. Ich lache mit dir, wenn du erzählst, dass du überall Rollstühle siehst und bei deinem Arzt Pornoheftli in der Annabelle versteckt seien. Du bist in meinen Augen immer noch meine fantasievolle Schwester von früher.

Deine erste Einweisung in die Psychiatrische Klinik Meissenberg ist ein Schock für mich. Ich erinnere mich nicht, was dazu geführt hat. Ich besuche dich in der geschlossenen Abteilung. Du vermisst die Kinder, willst möglichst schnell wieder raus. Wie soll ich dir helfen? Hans ist ratlos, will dich wieder daheim haben.

Einige Zeit geht es wahrscheinlich ganz gut. Dann wirst du wieder von Stimmen verfolgt. Du hörst von der Klinik in Meilen und lässt dich freiwillig einweisen. Hier höre ich erstmals die Diagnose. Du leidest an

Schizophrenie. Wie sollen wir damit umgehen? Ich lese viel, die Vergangenheit setzt sich wie ein Puzzle zusammen. Ich möchte von den Ärzten mehr erfahren. Das Gespräch mit ihnen verläuft enttäuschend. Ob ich denke, dass mich meine Schwester liebe, werde ich gefragt. Die Antwort fällt mir schwer.

Für einen Spaziergang kann ich dich an den See in Meilen mitnehmen. «Die wollen, dass ich in dieses schwarze Loch hineingehe», sagst du.

Bei der Heimfahrt lässt mich dieser Satz nicht los. Wirst du es schaffen, kannst du so viel Mut aufbringen? Ich weine um dich.

In der Klinik hast du dich mit einem Mann befreundet und ziehst nach deiner Entlassung mit ihm zusammen. Mir ist klar, du hast es nicht geschafft. Alles ist besser als dieses schwarze Loch.

Es geht nicht gut, und du kommst wieder nach Hause. Du hörst Stimmen. Sie verfolgen dich, sagen dir, was du tun musst.

Hans ruft an. Du hast dich in der oberen Wohnung eingeschlossen und antwortest nicht. Er fragt, ob ich kommen könne. Von aussen schauen wir durchs Fenster. Du hast Tabletten genommen und mit Whisky runtergeschluckt. Wir kommen irgendwie rein.

Bringt Hans dich zum Arzt?
Wochen vergehen. Hans ruft wieder an. In seiner Stimme blankes Entsetzen: «Jetzt hat sie es getan.»

Wie betäubt höre ich, dass du dich in der Scheune erhängt hast. Ich spüre die Mitteilung ganz real als Schlag auf meinen Nacken.



Du kannst doch zaubern

aus: Rebekka Rossmann, *Und es hat doch geschadet ...*

Du kannst doch zaubern
Trotzdem weist du mich zurück
Du bist mein Zuhause
Trotzdem verriegelst du mir die Tür
Du bist so gross und stark
Trotzdem bin ich dir zu schwer
Du bist so weise
Trotzdem erscheine ich dir gefährlich
Du bist mein Vater
Trotzdem leugnest du mich zu lieben wie ich bin
Zaubere doch ein wenig
Du grosser starker weisser Engel in meinem Heim
Nimm meine kleine Hand
Halt mich doch einmal ganz fest
Sag mir, dass egal was geschieht
Ich dich immer finden werde
Sag mir, dass du mich erträgst in meiner Winzigkeit
Damit mein Trotz verschwinden kann
Weil ich zu Hause bin
Geliebt, behütet werde
Ungefährlich bin in meiner Verzweiflung
Ich bin dein Kind
Vater
Ertrage mich — trage mich —
Hinein ins Leben

Rebekka Rossmann, Jahrgang 1963, lebt mit ihrer Tochter (*1997) in Bern; zwei Söhne (*1989, *1995) sind bereits ausgezogen. Verarbeitet im Buch ihre Kindheit in einem sektenähnlichen Umfeld, aus dem sie später ausbricht. Teilnahme Edition Unik: Herbst 2018.



Jesus Christus war mein Albtraum

aus: Selina Grimm, *Biografische Notizen*

Es war mir bei meinen Besuchen in dem frommen Zirkel nicht verborgen geblieben, dass man schon länger von Teufelsaustreibungen wusste. Als ich aus dem Munde meiner Mutter das Wort Austreibung hörte, schlug meine innere Glocke heftig Alarm. Ich hatte bei Zusammenkünften im Vereinslokal meine Ohren gespitzt und eine Ahnung bekommen, wie solche Teufelsaustreibungen vor sich gingen. Unter keinen Umständen wollte ich mir mit Schlägen auf Po und Rücken die bösen Geister austreiben lassen.

Als Vater abends nach Hause kam, provozierte ich meine Mutter. Ich erklärte ihr im Beisein meines Vaters, dass ich nicht fromm werden wolle und nichts von Jesus Christus mehr hören könne. Das war für die gläubige Mutter der Beweis für die Anwesenheit des Teufels, und sie wollte mich erneut zur Sünderin machen. Ich bat meinen Vater, mir zu helfen und die Teufelsaustreibung an mir durch die religiösen Funktionäre zu verhindern.

Bisher liess der Vater unsere Mutter in ihrer Frömmigkeit scheinbar gewähren. Aber als er von mir hörte, was sie mit mir vorhatte, sah ich ihn das erste Mal in dieser Angelegenheit sehr heftig reagieren. Laut und in bestimmtem Ton erklärte er meiner Mutter, dass sie mich mit ihrer Frömmigkeit ab sofort in Ruhe lassen müsse und mich nicht immer wieder dazu nötigen dürfe. Er stellte klar, dass ich nicht wie eine Büsserin niederzuknien habe. Er verbot ihr, mich weiterhin in die Versammlungen ihrer religiösen Gemeinschaft mitzunehmen oder gar zu einer Teufelsaustreibung anzumelden.

Nie mehr in meinem Leben war ich meinem Vater dankbarer als in jener erlösenden Stunde. Ich hatte mich bereits vor den frommen, mich schlagenden Männern liegen gesehen. Es war gar nicht sehr lange her, als ich in einem Nebenraum des Versammlungslokals im Beisein meiner Mutter hören konnte, wie ein vom Teufel besessenes menschliches Wesen schrie bei einer solchen Behandlung. Die markerschütternden Schreie

bezeugten angeblich, dass die Seele vom Teufel befreit wurde. Wenn die Schreie verstummten, habe das Gute gesiegt und die Seele sei befreit. So die Aussagen meiner Mutter.

Ein Jahr später geschah das Unfassbare. Wieder sollten einem jungen Mädchen die Dämonen ausgetrieben werden. Mit Genuss schlugen die frommen Männer auf den Teufel, sprich auf das nackte Gesäss des Mädchens ein, bis es keine Schreie mehr von sich gab. Dieses Mädchen verstummte für immer — es war an einer Fettembolie zu Tode gekommen. Menschen meines Jahrgangs werden sich noch an die Schlagzeilen in der Presse dieses Vorfalles erinnern können. Die Teufelsaustreibung mit Todesfolge warf im Zürcher Oberland grosse Wellen. Die Schläger waren angesehene Bürger aus der Region. Sie taten alles aus Überzeugung und glaubten, dass ihnen eine Mission von Gott auferlegt worden sei. Sie wurden in einem Aufsehen erregenden Prozess verurteilt. Dieses Ereignis brachte meine Mutter zum Nachdenken und bewirkte, dass ihre fundamentale Überzeugung zu bröckeln begann und sie sich wieder auf ein reformiertes Christenleben zurückbesann.

Ein Jahr später geschah das Unfassbare. Wieder sollten einem jungen Mädchen die Dämonen ausgetrieben werden.

Ich denke nicht gerne an diese Zeit zurück. Durch Vaters unverrückbare Haltung verlor sich das missionarische Verhalten meiner Mutter immer mehr. Sie versuchte nicht mehr, mich allein mit Herrn Jesus erziehen zu wollen. Ich war erleichtert, als ich etwas aus ihrem Blickfeld rückte. Sie wendete sich vermehrt meinen jüngeren Geschwistern zu. Rückblickend glaube ich, dass die Zeit für Vater auch sehr schwierig war. Mit Geduld holte er sie aus ihrem fundamentalen, missionarischen Verhalten in eine normale Welt zurück. Sie bereute ihren Fanatismus später sehr und hatte Mühe, sich selbst zu verzeihen. Sie war wie alle ehemaligen Mitglieder der Sekte auch deren Opfer gewesen. Sie hielt für sich persönlich bis an ihr Lebensende am christlichen Glauben fest.

In meinem Wesen hat die Zeit, als ich bekehrt werden sollte, Spuren hinterlassen. Dass alles, was ich tat oder dachte, Sünde sein könnte, hatte sich unbewusst tief in meine Seele eingenistet. Ich musste mich ständig

und immer wieder über das Dogma hinwegsetzen. Diese fundamentale Verunsicherung belastete mich lange Zeit. Daraus erwachsen viele persönliche Schwierigkeiten im mitmenschlichen Verhalten. Alles, was mir passierte, wurde in meinem Denken unbewusst von der Unterwerfung meines Willens an Herrn Jesus kontrolliert, obwohl ich es nicht zulassen wollte. Mein Rucksack an göttlichen Geboten lag wie eine schwere Last auf meiner Seele. Mir fehlte ein Stück Ausbildung in normalem sozialem Verhalten. Ich musste demütig allen und jedem gefallen und war nicht in der Lage, auf ein direktes Ansinnen an mich mit Ablehnung zu reagieren. Das führte immer wieder dazu, dass ich etwas tat, was ich eigentlich gar nicht tun wollte. Erst als ich mir bewusst machte, dass die damalige Doktrin der bedingungslosen Unterwerfung an Herrn Jesus Christus bei mir eine tiefere Prägung und Naivität hinterlassen hatte, als ich das wahrhaben wollte, konnte ich mich davon befreien. Der Weg war lang und steinig, bis ich die Belastung der nicht erfolgten Bekehrung abschütteln konnte. Ich lernte zu atmen und selbst zu entscheiden und von einer grundsätzlichen Schuld frei zu sein. Es dauerte lange Zeit, bis ich die Fähigkeit erlangte, einen unverkrampften und selbstverständlichen Umgang mit meinen Mitmenschen zu pflegen.

Selina Grimm ist ein Pseudonym. Geboren 1932 im Zürcher Oberland, wohnhaft am rechten Zürichseeufer. Mutter von drei getauften und konfirmierten Kindern. Teilnahme Edition Unik: Frühjahr 2016.



Der Nussknacker

aus: Theres Basler, *Das Sandmännchen hat Feierabend*

Der Nussknacker hält es nicht lange in der Schublade aus. Jedes Mal, wenn sie geöffnet wird, juckt es ihn, er wird unruhig und will hinauspringen. Aber allzu oft: Schwupps, geht die Schublade wieder zu, und es ist wieder eng und dunkel. Er überlegt sich, wie er der Schublade ent-rinnen könnte. Er legt sich quer, so dass sie, wenn sie das nächste Mal geöffnet wird, sperrt. Ungeduldig wartet er auf diesen Moment, der auch bald eintritt. In der Schublade befinden sich nämlich die Küchengeräte, die beim Kochen gebraucht werden. Und zum Glück wird jeden Tag gekocht. Er hört das Klirren des Geschirrs und der Pfannen. Ein Zeichen, dass bald ein Kochlöffel benötigt und die Schublade geöffnet wird. Also macht er sich bereit für seinen Plan.

Die Köchin will die Schublade öffnen, doch es geht nicht, sie klemmt. Sie rüttelt daran. Sie entdeckt, dass der Nussknacker quer liegt und sperrt. Es gelingt ihr, ihn herauszuziehen. Sie legt ihn auf den Tisch. Sie kann nun die Schublade wieder öffnen und den Kochlöffel herausholen und sich ganz dem Kochen zuwenden. Der Plan vom Nussknacker ist auf-gegangen. Im Schutze des Kochgeräusches gleitet er sachte zu Boden, verlässt die Küche, schleicht durch die Wohnungstür hinaus ins Freie. Er kann seine zwei Beine weit machen, sodass er mit langen Schritten hinaus in die Welt wandert.

Schon bald begegnet er einer Krähe, die vergebens versucht, an den Kern der Nuss heranzukommen. Der Nussknacker bietet ihr seine Hilfe an. Die Krähe erkennt, dass dies die einzige Möglichkeit ist, die harte Schale der Nuss aufzubrechen, und willigt ein, ohne die Nuss aus den Augen zu lassen. Der Nussknacker nimmt sie zwischen seine ausgebreiteten Arme und eins, zwei, drei springt die Schale mit einem Knack entzwei. Er lässt sie los und die Krähe stürzt sich auf den Kern und verschlingt ihn. Sie bedankt sich beim Nussknacker und fliegt davon.

Dieser zieht mit langen Schritten weiter und kommt in einen Wald. Da trifft er ein Eichhörnchen an, das seinen buschigen Schwanz im Geäst

Mehlguetzli und andere Köstlichkeiten

aus: Marietta Hodel, *Viele Hühner, aber kein Guggel* – Erzählungen

Ich weiss nicht, wie viele Packungen *Mehlguetzli* wir verdrückt haben. Auf der Packung steht zwar «Petit Beurre», aber wir haben immer Mehlguetzli dazu gesagt. Heute noch. Nur im Winter hat Mutter für uns die Süssigkeit *Ziegelstein* gemacht. Dies aus gutem Grunde, denn dann konnte Mutter den Ziegelstein zwischen die Vorfenster an die Kühle stellen. Aus *Anke*, flüssigem Kokosfett und Schokoladenpulver rührte Mutter eine Masse zusammen. Diese Masse füllte sie, abwechselnd mit Mehlguetzli, lagenweise in eine Cakeform ein. Es mussten aber «Petit Beurre» von Kambly verwendet werden, sonst konnte man den Ziegelstein nicht gut schneiden. Es war für uns jeweils etwas Besonderes, wenn wir ein Stück vom Ziegelstein essen durften.

Ein schnell hergestelltes Dessert war die Schokoladencreme nach Mutters Rezept. Diese Schokoladencreme gab es oft am Sonntag zum Dessert. Es hiess dann *Nidle* mit dem Mixer etwas schwingen, Zucker, Schokoladenpulver und einen Schuss Kirsch beigegeben und weiter schwingen, bis die Schokoladencreme cremig war. Wir haben diese Schokoladencreme geliebt. Und natürlich haben wir dazu Mehlguetzli gegessen.

Mehlguetzli haben aber auch zu einem Fruchtsalat wunderbar gepasst. Für den Fruchtsalat hat meine Mutter ein Glas eingemachte Birnen geöffnet, diese geschnitten, dann eine Büchse Fruchtsalat und manchmal noch eine Büchse Pfirsiche dazugegeben. Fertig war der Fruchtsalat und ein herrlicher Gaumenschmaus.

Es gab Speisen, um die wir uns fast gestritten haben. Zum Beispiel die Apfelwähe. Ein typischer *Znacht* bei uns. Wenn noch ein Stück übriggeblieben ist, hat eines von uns Kindern dieses auf einem Teller in der Küche versteckt, um die Apfelwähe zum *Zmorge* essen zu können. Es kam schon vor, dass eines von uns Kindern schneller war als das andere, und die Apfelwähe war gegessen.

verheddert hat und gefangen ist. Der Nussknacker bietet auch ihm seine Hilfe an. Das Eichhörnchen überwindet seine Angst und ist froh um die Hilfe. Der Nussknacker nimmt den Ast zwischen seine Arme und — «knack» — ist der Ast entzwei, und das Eichhörnchen ist frei. Es schenkt ihm eine Haselnuss zum Dank. Er wandert weiter, und schon bald läuft ihm eine Haselmaus über den Weg. Sie schaut ihn mit ihren kugelrunden dunklen Augen an und erzählt ihm, dass sie keine einzige Haselnuss gefunden habe und jetzt hungrig sei.

Der Nussknacker schenkt der Haselmaus seine Haselnuss und knackt sie für sie auf. Als Dank will ihm die Maus ihren Geheimplatz zeigen: einen Nussbaum, dessen Nüsse bald reif sind und dann herunterfallen und Nahrung im Überfluss für alle anbieten werden. Dem Nussknacker schlägt das Herz höher: «Ja, das ist es. Ich will den Nussbaum kennenlernen. Ich bin ja geschaffen, um Nüsse zu knacken, so will ich auch wissen, von wo sie kommen.» Erwartungsvoll folgt er der Maus.

Bereits sind einige Nüsse aus ihrer grünen Schale gesprungen und liegen am Boden. Der Nussknacker hüpfert herum, umarmt und drückt die Nüsse. Es ist ein Knacken zu hören, dass es eine Freude ist. Die Krähe, das Eichhörnchen und die Maus haben eine volle Tafel. Das Eichhörnchen ist den ganzen Tag beschäftigt, Nüsse für den Wintervorrat zu vergraben. Die Krähe stillt ihren Hunger und die Maus füllt ihre Backentaschen mit Kernen und trägt sie in ihr Nest. Unser Nussknacker ist stolz, nützlich zu sein. Eine Frau kommt zum Nussbaum, um Nüsse einzusammeln. Es ist die Köchin. Sie findet ihren verloren geglaubten Nussknacker wieder. Freudig nimmt sie ihn mit nach Hause und versorgt ihn nicht mehr in der Schublade, sondern legt ihn zu den Baumnüssen in die Schale. Da ist es ihm wohl, denn hier wird er gebraucht!

Theres Basler, geboren 1948 in Salvenach, Kanton Freiburg, wohnhaft in Unterentfelden, Kanton Aargau. Ihr Buch versammelt Einschlafgeschichten für den einzigen Enkel Aurel. Teilnahme Edition Unik: Frühjahr 2016, Herbst 2016, Frühjahr 2018.

Wir lebten zum grössten Teil als Selbstversorger. Nebst der Arbeit in Haus, Stall und Feld fiel für meine Mutter noch viel Arbeit mit dem Haltbarmachen von Früchten und Gemüsen an.

Unser Betrieb gab Fleisch, Eier, Gemüse, Obst, Früchte und Milch her. Die Milch war ein wichtiger Bestandteil von unserem Essen. Wenn eine Kuh gekalbt hatte, füllte Mutter ab dem dritten Tag die übrig gebliebene Kälbermilch in leere Becken ab. Die Milch liess sie über Nacht in der Kammer an der Kühle stehen, damit sie aufrahmen konnte. Am Morgen rahmte sie die Nidle ab. Im Butterglas mit Handkurbel verarbeitete sie die Nidle zu Anke. Der Anke wurde zum *Zmorge* und *Zobig* aufgetischt.

Zum *Zmorge*, *Zobig* und zum *Znacht* haben wir Milchkafee getrunken. Eine Tasse voll bestand aus etwa einem Fünftel Filterkafee und der Rest wurde mit heisser Milch aufgefüllt. Besonders gut gemundet hat es mir zu Rösti und Endiviensalat. Ich habe Rösti auf einen Suppenlöffel gehäuft, im Milchkafee getunkt und zusammen gegessen.

Glossar

Anke: Butter

Mehlguetzli: Butterkekse

Nidle: Rahm bzw. Sahne

Ziegelstein: Süssspeise aus Butterkeksen und Schokolade, andernorts bekannt als Kalter Hund oder Schokoladensalami

Zmorge: Frühstück

Zobig: Zwischenmahlzeit am Nachmittag, auch häufig als *Zvieri* bezeichnet.

Znacht: Abendessen





Gefährlicher Job als Gold Convoyeur

aus: Hans B. «John» Meier, *Geschichten aus meinem Leben*

Mitte der 60er-Jahre arbeitete ich als Senior-Agent auf der Station Zürich. Als junger Luftverkehrsangestellter der Swissair war ich mit einem Dutzend Kolleginnen und Kollegen im Traffic beschäftigt, Ladeberechnungen und entsprechende Dokumente für verschiedene Flugzeugtypen und Airlines zu erstellen. Es ging meistens etwas hektisch zu und her, mussten doch bei Deadline, d. h. ungefähr zehn Minuten vor Abflug, die Berechnungen inklusive Trim des Flugzeuges fertig vorliegen.

Als «Zückerli» wurde aus diesem Pool von Arbeitskollegen hie und da ein Freiwilliger gesucht, der bereit war, als Vertreter der Swissair einen Spezialtransport zu begleiten. Eine Schweizer Bank beauftragte unsere Frachtabteilung, einen Goldcharter von London nach Zürich durchzuführen. Zu dieser Zeit war unser DC-9 Cargoflugzeug aber anderweitig beschäftigt und so fand man in der englischen «Ace Airways» einen sogenannten Subcontractor. Am Vorabend des Transportes sollte ich in das Vereinigte Königreich fliegen. Da sämtliche Flüge nach London ausgebucht waren, fragte ich den Stationsleiter der damaligen BEA (British European Airlines), ob er mir einen Crewsitz im Cockpit organisieren könnte. Paddy Murphy, ein älterer, umgänglicher Brite, kontaktierte den Flugkapitän und kam mit positivem Bescheid zurück. Umgehend packte ich meine Tasche und betrat mit grosser Vorfreude das Cockpit des dreistrahligen Trident Passagierflugzeuges. Links hinter dem komfortablen Captainssitz schnallte ich mich auf einem Klappsitz an. Dadurch genoss ich fast ungehinderte Sicht auf die vielen leuchtenden Schalter und Instrumente im Cockpit. Während des Flugs sprachen die Piloten immer wieder kurz mit mir und zeigten mir auf einer «wandernden Karte» (Decca System), über welcher Stadt wir uns gerade befanden. Kurz vor der Landung in Heathrow demonstrierte mir der Kapitän, wie eine automatische Landung funktioniert: Während die Trident auf den bereits sichtbaren Runway hinuntersank, verschränkte er seine Arme und übernahm das Steuer erst wieder, als die Computerstimme eine Höhe von 20 Metern

über Grund meldete. Unglaublich, die Engländer wären (natürlich nur mit entsprechend ausgerüsteten Flugzeugen und Bodenlandesystemen) bereits 1965 in der Lage gewesen, automatisch zu landen!

Früh am nächsten Morgen fuhr ich mit der Bahn nach Gatwick und meldete mich bei der BEA-Frachtabteilung. Dort wartete auf dem Vorfeld bereits die viermotorige, in die Jahre gekommene DC-4 der Ace Airways, die schon ein paar wenige Male in Kloten auf Besuch gewesen war. Weil sie auf dem Seitensteuer eine grosse schwarze Schaufel (wie auf der Jasskarte) trug, hatten wir für sie auch schon den passenden Namen kreiert: «Schuufle Sächsi». Um punkt 9 Uhr öffneten sich die Tore zum Flughafengelände und ein eindrückliches Defilee begann: zuvorderst drei Polizisten auf Motorrädern, dann zwei Polizeifahrzeuge mit bewaffnetem Personal, schliesslich zwei Panzerwagen der Tresorfirma Securicor und zum Abschluss nochmals zwei Polizeifahrzeuge, alle mit Blaulicht und heulenden Sirenen!

Meine Aufgabe bestand nun darin, den Verlad von exakt 179 Goldpaketen minutiös zu überwachen und genau zu zählen. Dieser Vorgang verursachte bei mir schon mal ein mulmiges Gefühl, schauten mir doch ein paar mit Maschinenpistolen bewaffnete Polizisten dabei zu. Die in schwarze Kartonschachteln verpackten und mit Stahlbändern umwickelten Goldbarren spedierte man mittels eines Förderbandes in das Flugzeug, das wohl ursprünglich Charterpassagiere an Badestrände geflogen hatte. Dort wurden die schweren Pakete gleichmässig auf dem leeren Kabinenboden verteilt. Nur ganz hinten gab es noch eine Reihe Passagiersitze. Jetzt musste ich nur noch meine Unterschrift auf das Bordereau der Securicor setzen, und ich wurde kurzfristiger Besitzer von 50 Millionen Schweizer Franken! Im Cockpit begrüsst ich die beiden Piloten, die bereits via Checkliste die vielen Punkte abarbeiteten, die zum Start der Douglas DC-4 notwendig waren. Dabei fiel mir auf, dass beim Eingang zum Cockpit die Halterung für einen Feuerlöscher leer war ... Nach dem Start, den ich noch im Cockpit vorne mitmachen durfte, stieg ich über die vielen wertvollen Pakete nach hinten und schnallte mich an einem Fenstersitz auf der linken Seite an.

Bald hatten wir den englischen Kanal überquert und schon die französische, zum Teil mit Wolken verhangene Küste erreicht, als das Drama begann! Ein gewaltiger Knall, gefolgt von einem Splitterregen in die vordere Kabine unterbrach brutal meine Zeitungslektüre. Zuerst

dachte ich: «Wir werden von der Fliegerabwehr beschossen!» Im nächsten Moment öffnete sich die Cockpit-Türe und der Kapitän äugte auf den linken Flügel hinaus. Schnell befreite ich mich vom Sitzgurt und stürmte nach vorne. Dort wurde mir bewusst, was die Explosion verursacht hatte: Aus dem nahen Sternmotor ragten oben zwei Kolben heraus, die beim grossen Temperaturunterschied geborsten waren und deren Splitter wie Geschosse durch ein Kabinenfenster eingedrungen waren. Nicht ausdenken, was passiert wäre, wenn ich vorne gesessen hätte ... Der Kapitän kehrte rasch ins Cockpit zurück und stellte die Propellerflügel des beschädigten Motors auf Segelstellung, um den Luftwiderstand zu verringern. Nun flackerten auch noch Flammen aus dem havarierten Motor, die zum Glück aber rasch mit dem dafür vorgesehenen Schaum gelöscht werden konnten. Komischerweise verspürte ich während der ganzen Zeit dieses ungewöhnlichen Vorfalls keine Angst!

Wir flogen also dreimotorig weiter. Als wir uns der Schweizer Grenze näherten, begann ein Motor auf der rechten Seite zu stottern. Rasch begab ich mich ein weiteres Mal ins Cockpit. Der Kapitän meinte, wir müssten wohl in Basel landen. Da wir uns immer noch auf einer Flughöhe von 4000 Metern befanden, Kloten in weniger als einer Viertelstunde erreichbar war und die verbleibenden Motoren keine Macken zeigten, überzeugte ich die Crew, weiterhin das Ziel Zürich anzusteuern. Dort wartete schliesslich die Bank auf ihre wertvolle Lieferung. Nicht nur die Bank! Vier grosse Löschfahrzeuge der Flughafenfeuerwehr begleiteten uns von der Landepiste bis zum Standplatz vor dem Frachtgebäude. Welch ein Unterschied: In Zürich überwachten nur zwei Angestellte vom Zollfreilager und ein Polizist den Auslad. Als mir endlich das Bordereau der wertvollen Fracht gegengezeichnet wurde, war mein Auftrag beendet, und ich durfte den Standplatz verlassen.

Vorher interessierte mich aber noch der lädierte DC-4 Motor. Erst als ich mich näherte und zusah, wie aus der Motorenverkleidung viel schwarzes Öl auf den Tarmac plätscherte, bekam ich schlotternde Knie, und es wurde mir bewusst, wie haarscharf ich an einer Katastrophe vorbeigeschrammt war.

Hans B. «John» Meier, geboren 1941 in Luzern. Bestaunte als Jugendlicher die ersten Luftwaffen-Jets in Emmen und flog nach seiner Ausbildung in Kloten durch die ganze Welt: mehrjährige Stationen u. a. in Warschau, Barcelona und Malta. Teilnahme Edition Unik: Frühjahr 2016.



Bei Oma in der Diaspora

aus: Karin Hoffsten, *Eine Dame läuft nicht*

Als ich zehn Jahre alt war, galt meine Gesundheit als so weit gefestigt, dass ich aufs Gymnasium kommen sollte. In Sulzbach gab es aber nur ein Knabengymnasium, und um in Neunkirchen oder Saarbrücken aufs Mädchengymnasium gehen zu können, hätte ich Fahrschülerin werden müssen. Das konnten sich meine Eltern nicht vorstellen: «Das Kind kann doch nicht dauernd durch die kalte Morgenluft auf den Bahnhof rennen!» Im Januar desselben Jahres war mein Opa gestorben, und so kam man auf die Idee, ich könne doch jetzt, wo die Oma allein war, bei ihr wohnen. Dann könnte ich zu Fuss in die Schule gehen, und die Oma hätte ein bisschen Gesellschaft.

Der Plan wurde umgesetzt und zur Katastrophe. Ich hatte vom ersten Tag an furchtbares Heimweh. Oma war nach Opas Tod in tiefer Trauer. Ich war zehn Jahre alt, zu Beginn der Pubertät, wurde zunehmend aufsässig und begann gerade, die Popmusik zu lieben.

Ich schlief auf Opas Seite im Ehebett, nachts tickte laut der Wecker — was ich seither nicht mehr ertrage —, und wenn Oma schlafen ging, musste auch ich das Licht ausmachen. Über dem Bett hing ein riesiges Gemälde, das «Angelusläuten». Meistens hatte ich auf dem Nachttisch die «Bravo» liegen, mein letzter Blick galt dem Titelbild, auf dem häufig Peter Kraus abgebildet war, den ich anbetete.

Ich begann zu fressen, und weil Oma froh war, wenn ich endlich ruhig war, gab sie mir alles, was ich wollte, meistens Weckchen mit dick Butter und Kalbsleberwurst.

Die Schule begann, ich ging gar nicht ungern hin, aber sobald ich zuhause war, kam das heulende Elend, das Heimweh nach Sulzbach, nach dem «richtigen» Leben, der Mutti und meinen Brüdern, es zerriss mich fast, vor allem am Wochenende.

An einem Sonntag hatte die Oma genug von dem heulenden Bündel auf dem Sofa. «Zieh dich an», sagte sie, «wir fahren nach Sulzbach.» Hoffnung kam in mir auf. Die Oma hatte kein Telefon, wir konnten uns

nicht ankündigen. Als wir in der Schützenstrasse ankamen, dauerte es lange, bis jemand die Tür aufmachte, meine Eltern hatten sich zum Mittagsschlaf hingelegt und starrten uns entgeistert an.

Oma ging erst allein rein, um den Sachverhalt zu erklären; ich musste im Garten warten, bis ich endlich hinzugerufen wurde. Ich redete mir fast den Mund fusslig: Ich würde freiwillig als einziges Mädchen aufs Jungengymnasium gehen, ehrlich! Ich würde mich anstrengen, ich könnte auch Zug fahren morgens und mittags, ich würde alles tun, mir immer den Mund zubinden, damit ich keine kalte Luft einatme, wirklich alles täte ich, wenn ich nur wieder nach Hause dürfte.

Wirklich alles täte ich, wenn ich nur wieder nach Hause dürfte.

Es half nichts, auf alles hatten meine Eltern eine Antwort, so ein Wechsel gehe nicht mitten im Schuljahr, man versuche es jetzt mal weiter, die Oma gebe sich solche Mühe mit mir, ich müsse auch eine gewisse Einsicht zeigen. Immerhin erkämpfte ich mir das Eingeständnis, ab da übers Wochenende nach Sulzbach kommen zu dürfen. Aber ich musste wieder mit zurück.

Meine Liebe zu Peter Kraus war schnell erloschen, deutsche Schlager, pah, blöd! Ich liebte Paul Anka und entdeckte auch auf Omas Radio den Sender AFN, «American Forces Network». Wenn Paul Anka «Diana» sang oder Bobby Darin «Dream Lover», drehte ich noch lauter und schmolz dahin.

Die Oma galt als durch und durch gediegen, wie gediegen überhaupt aus ihrer Sicht die wichtigste Eigenschaft weiblicher Wesen war. Je mehr ich mich der Pubertät näherte, desto mehr entfernte ich mich von diesem Ideal. Einmal zeigte Oma mir vorn auf der «Hörzu» ein Bild mit der Schauspielerin Agnes Fink und meinte, die sei nun wirklich gediegen. Nun hasste ich Agnes Fink. Ich selbst, ein dunkellockiges Pummelchen, wollte wie Audrey Hepburn oder Brigitte Bardot aussehen; von letzterer ging in der Schule das Gerücht um, sie habe ihren Schmollmund mittels Wäscheklammern erzielt.

Wahrscheinlich hätte die Oma der Schlag getroffen, wenn sie geahnt hätte, dass Agnes Fink, die Gattin des Regisseurs Bernhard Wicki,

in späteren Jahren nichts dagegen einzuwenden hatte, ihren Mann mit einer festen Lebensgefährtin zu teilen.

Meine Zeit bei Oma in der Neunkircher Diaspora endete nach zwei Jahren. Bei der Oma, einer hundertprozentigen Nichtraucherin, war Lungenkrebs festgestellt worden, sie lag im Krankenhaus. Ich geriet in tiefe Gefühlsklüften zwischen Freude und Schuld. Ab sofort durfte — beziehungsweise musste — ich wieder in Sulzbach wohnen, und ich schämte mich für mein Glücksgefühl.

In den Sommerferien besuchten wir Kinder die Oma im Krankenhaus, wo sie meinen Brüdern je einen Zwanzigmarkschein in die Hand drückte. Zu mir sagte sie: «Du kriegst dann was, wenn wir wieder zuhause sind.» Mein Herz war ein dunkles Loch. Niemand durfte wissen, dass ich ganz tief im Innern hoffte, die Oma würde sterben, damit ich in Sulzbach bleiben durfte.

Als Oma Ende August wirklich starb, erfüllte mich schuldhaftes Glück. Und gleichzeitig fand ich es ungerecht, dass ich jetzt niemals die zwanzig Mark bekommen würde.



Der Bär

aus: Karin Schmid, *Blick zurück*

Grossvater war ein grosser Fan von Autos und Motoren. Grossvater war sehr attraktiv und hatte keine Haare mehr. Als junger Mann hatte er einen schweren Unfall bei einem Autorennen. Dabei riss beinahe seine gesamte Schädeldecke auf. Er wurde wieder völlig gesund.

Grossvater war ein besonderer Mann. Einer mit einem eigenen Zoo. Seine Frau führte ein kleines Restaurant. Im Garten des Restaurants baute er nach und nach seinen Zoo auf. Grossvater lachte oft und gerne, war lustig und anspruchslos. Er hatte häufig heftige Bauchschmerzen. Freiwillig ging er nie zum Arzt, leider. Nach dem Essen trank er lieber einen Schnaps zur Verdauung. In der Hoffnung auf Linderung. Nichts half. Es wurde immer schlimmer. Er liess auch Schnecken seine Speiseröhre hinunterkriechen. «Doch, doch, das hilft!», verkündete er voller Inbrunst und Überzeugung. Ich bewunderte ihn sehr. Was soll ich sagen? Auch das half nicht.

Eines Tages, ich kam gerade von der Schule nach Hause, da rief Margrit, seine vierte Frau, bei uns an. «Er wurde mit der Ambulanz ins Spital eingeliefert und wird heute noch operiert!», schluchzte sie. Als wir alle an seinem Bett ankamen, erzählte er die ganze Geschichte. Sein Blinddarm sei geplatzt und hätte ihn beinahe vergiftet. Seine jahrelangen Bauchschmerzen waren ganz einfach Blinddarmreizungen. Nun sei der Kerl aber endlich raus, und spätestens morgen am Vormittag wolle er wieder nach Hause. Seine Tiere herzen und füttern. So schnell ging es dann doch nicht, aber er wurde auch dieses Mal wieder ganz gesund.

Mit den Jahren, die vergingen, baute Grossvater seinen Zoo immer mehr aus und seine Autowerkstatt zurück. Er lebte nur noch für seinen Zoo und seine Tiere. «Ich mag Tiere sowieso lieber als die Menschen. Tiere sind nicht falsch», sagte er von nun an stets zu mir. Wie recht hatte er! Als er 60 Jahre auf der Welt war, zählte er einen sturen Esel, zwei prächtige Aras, zehn süsse Goldäffchen, ein kluges Pony, ein zotteliges Kamel, viele herzige Katzen und einen drolligen Bernhardiner zu seiner

Familie. Viele kleine Zirkusse brachten Grossvater ihre alten und oft auch kranken Tiere vorbei. Viele blieben dann für immer bei ihm.

Das Beste aber war sein neuster Freund. Ein grosser, dicker, brauner Bär. Grossvater bekam einen Anruf: «Im Jura ist ein grosser Bär gesichtet worden, wenn du ihn einfängst, gehört er dir für immer», raunzte der Jagdaufseher ins Telefon. Ein kleiner Zirkus oder vielleicht Zigeuner hätten diesen ausgesetzt. Tanzbären sind sehr herzlich und knuddelig, wenn sie klein sind. Später wird dann aus herzlich gefährlich.

Gesagt, getan. Tage später kam der Grossvater wieder nach Hause. Mit dem Bären. Im Wohnmobil. Selbstverständlich baute er auch für seinen neuen Liebling ein tolles Haus mit einem grossen Garten. Doch nicht alle Nachbarn waren Freunde und hatten Freude an diesem Privat zoo. Und erst der Tierschutz! Meine Güte, bestimmt kam einmal im Monat ein strenger Beamter unangemeldet vorbei. Es wurde immer alles ordentlich kontrolliert. Es war einfach immer alles perfekt.

Das Unheil brach in seinem 70. Lebensjahr über Grossvater herein. Sein Pachtvertrag für das Land wurde ihm gekündigt. Von heute auf morgen. Ohne Vorwarnung. Der Landbesitzer wollte ein grosses Mehrfamilienhaus bauen. Ohne Zugang zu einem Zoo. Selbstverständlich.

Grossvater tanzte mit mir auf seinem Geburtstagsfest. «Wenn sie mir den Bären und die Tiere wegnehmen, will ich nicht mehr sein», flüsterte er mir ins Ohr. Für mich war die Party gelaufen. An einem Abend einige Wochen später fiel bei der Fütterung der Bär Grossvater unvermittelt an, packte ihn und warf ihn wie eine Puppe durch die Luft. Immer und immer wieder. Vielleicht aus Wut, aus Angst? Beide überlebten nicht.

Edition Unik

Schreib dein Buch.

In aller Kürze

In der Edition Unik schreiben Menschen persönliche Texte ohne inhaltliche Vorgaben. Verschiedene Unterstützungsangebote, eine eigene Schreibsoftware und ein straffer Zeitplan begleiten die Teilnehmenden vom ersten Satz bis zum fertigen Buch.

Ziele

Die Edition Unik ermuntert Menschen dazu, ihren grossen Schatz an Erfahrungen zu heben und zu bergen — also gedruckt und gebunden im eigenen Buch festzuhalten. Dabei verfolgt sie zwei übergeordnete Ziele:

- Das Projekt ermöglicht den Teilnehmenden einen wertvollen, berührenden und bildenden Zeitvertreib in der Beschäftigung mit den eigenen Lebensgeschichten.
- Die Edition Unik schafft für die aufgezeichneten Erfahrungen den bestmöglichen Rahmen: wunderschöne Bücher und gemeinschaftstiftende Veranstaltungen.

Inhaltlich frei

Die Edition Unik gibt den Teilnehmenden einen Rahmen vor, der Orientierung schafft auf dem Weg zum eigenen Buch: Buchgestaltung, Etappierung, Format und Zeitplan sind definiert. So ermöglicht das Projekt seinen Teilnehmenden grosse inhaltliche Freiheit: Sie schreiben ihre eigenen Geschichten und antworten dabei nicht auf formulierte Fragen oder Themen. Die Edition Unik befähigt sie methodisch zum Schreiben der eigenen Inhalte. Die bislang entstandenen Bücher — im Oktober 2019: rund 400 Bände — sind geprägt von grosser Vielfalt, sowohl inhaltlich als auch formell. Auch frei erfundene Geschichten finden sich in der Edition Unik.

Ein Projekt, zwei Ausgaben, drei Etappen

Pro Jahr finden zwei Projektrunden statt, eine im Frühjahr und eine zweite im Herbst. Sie haben jeweils einen Anfang und ein Ende und bauen so den nötigen positiven Druck auf. Die 17 Wochen sind in drei Etappen eingeteilt: «Erinnerungen sammeln», «Geschichten sortieren» und «Buch gestalten». Beim Sammeln geht es darum, die Erinnerungen fliessen zu lassen. In der zweiten Etappe werden aus den gesammelten Notizen fertige Kapitel. Im «Gestalten» werden die Kapitel ins Buch gebracht und zusätzliche Angaben definiert.

Am Computer schreiben, Veranstaltungen besuchen

Ein Buch zu schreiben, ist immer eine individuelle Aufgabe. Den Teilnehmenden steht aber eine exklusiv für das Projekt entwickelte Software — die «Edition Unik App» — zur Verfügung, die präzise auf den Ablauf zugeschnitten ist. Sie ermöglicht die Konzentration auf den eigenen Text und die Gestaltung des Buchs ohne Vorkenntnisse. An zentralen Punkten einer Schreibrunde finden insgesamt vier Veranstaltungen statt; darin kommen die Teilnehmenden zusammen, tauschen sich aus, lernen einander kennen und erhalten Informationen über die anstehenden Arbeitsschritte.

Persönliche Begleitung per Mail und Telefon

Regelmässige Rundschreiben führen die Teilnehmenden durch das Projekt. Per Mail und Telefon ist das Projektteam für die Fragen und Anregungen der Autorinnen und Autoren erreichbar. Bei den Veranstaltungen geben die Verantwortlichen persönlich Auskunft. Wer individuelle Unterstützung bei der Arbeit am eigenen Text in Anspruch nehmen möchte, kann die kostenpflichtigen Zusatzleistungen Mentorenprogramm und Textprüfung buchen.

Die Bücher gehören ihren Autorinnen und Autoren

Die Edition Unik ist kein Verlag und gibt die entstehenden Bücher nicht öffentlich heraus. Die Urheberrechte bleiben bei den Autorinnen und Autoren; sie allein bestimmen über die Verwendung ihrer Texte. Die Teilnehmenden erhalten die Möglichkeit, sich mit ihren Texten an Lesungen und an wissenschaftlicher Forschung zu beteiligen — ein Zwang dazu besteht keinesfalls. Einige Teilnehmende behalten ihre Bücher ganz für sich.

Eine wachsende Community

Viele Autorinnen und Autoren bleiben der Edition Unik über den Abschluss ihres eigenen Buchs hinaus verbunden. Sie treten ins sogenannte Alumniprogramm ein und beteiligen sich an Lesungen oder anderen Veranstaltungen. Einige möchten nicht lesen, schätzen aber den Austausch mit anderen. Für viele ist die Erfahrung, ein eigenes Buch geschrieben zu haben, etwas Besonderes — sie möchten sich langfristig damit auseinandersetzen, einige schreiben weitere Bücher.

Ein etabliertes Projekt

Die Edition Unik ist ein Projekt von Heller Enterprises. Seit 2015 finden regelmässig Projektausgaben statt. Veranstaltungen der Schreibrunden gibt es mittlerweile neben Zürich auch in Basel, Veranstaltungen im Alumniprogramm finden in der ganzen Deutschschweiz statt. Ein renommiert besetzter Beirat steuert neben Martin Heller, Inhaber von Heller Enterprises und ehemals Direktor der Schweizerischen Landesausstellung Expo.02, die Geschicke der Edition Unik. Geführt von einem kleinen agilen Team entwickelt sie sich stetig weiter.

Offen für alle

Veranstaltungen der Projektausgaben finden momentan in Zürich, Basel und Bern statt, schreiben kann man aber von überall. So konnte die Edition Unik bereits Teilnehmende aus der gesamten Deutschschweiz, aus dem Tessin, aus Österreich und Deutschland für sich gewinnen. Die eigenen Texte kann man auch in anderen Sprachen verfassen, die Projektsprache ist allerdings immer deutsch. Die meisten Teilnehmenden sind bereits pensioniert, aber auch Berufstätige finden die Zeit zum Schreiben. Jeder Mensch hat eine Geschichte und bekommt in der Edition Unik die Möglichkeit, daraus ein Buch zu schaffen.

Informationen und Anmeldung

Weitere Details zum Projekt, vollständige Kontaktangaben sowie die Möglichkeit, sich für eine der nächsten Schreibrunden anzumelden, finden sich auf der Website der Edition Unik: www.edition-unik.ch.

«Man braucht kein Voyeur zu sein, um in diesen Memoiren ihren Reiz zu finden, ob sie nun einem Bedürfnis nach Selbstreflexion, der Schreiblust oder dem Mitteilungsdrang entsprungen sind.»

— Urs Bühler in der Neuen Zürcher Zeitung

Impressum

Zum Glück — Lebensgeschichten aus der Edition Unik
Herausgegeben von Heller Enterprises / Martin Heller, Zürich

Textauswahl und Redaktion: Frerk Froböse (Leitung), Janine Meyer, Maria Tschudi
Fotoporträts: Mara Truog
Gestaltung: Albanese Grafik
Korrektur: Anna Storchenegger
Druck: Druckerei Odermatt AG, Dallenwil
Bindung: Bubu AG, Mönchaltorf

Alle Rechte sind den Autorinnen und Autoren vorbehalten.
In einigen Geschichten wurden Namen von erwähnten Personen geändert.

Die Realisierung dieser Publikation wurde ermöglicht durch die PSYCHE
Vreni & Lukas Richterich Foundation.

Ein grosses Dankeschön gilt der Bookfactory.ch, Produktionspartnerin der
Edition Unik und Fotobuch-Plattform der Bubu AG.

Erstauflage 2019. Gedruckt in der Schweiz.

un

ück

Schreib dein Buch.

www.edition-unik.ch